Eine Ueberraschung.

„Es wird das Beste sein, Du reitest nach jener Lichtung, Bruno und siehst von dort, ob Du eine Chaussee oder ein menschliches Wesen findest, welches Dir den Heimweg zeigen kann," sagte die junge Dame auf dem prächtigen Schimmel zu dem Cavalerieoffizier, welcher an ihrer Seite ritt.

„Und Du, Helene, willst hier allein im Walde zurückbleiben? Das ist mir ängstlich!"

„Was sollte mir denn geschehen? Meiner Diana ist ohnedem die Ruhe ebenso nöthig wie mir," und die schöne Reiterin ließ die Zügel auf den Hals des Thieres fallen und streichelte es liebkosend mit der kleinen Hand.

„Nun denn adieu, sobald als möglich bin ich zurück," mit diesen Worten trabte der Offizier den Waldweg entlang bis an die Lichtung und bog dann rechts ein. — Die Sonne versank hinter röthlich angehauchten Wolken, welche sich auf nebelhaften, lila Bergen thürmten, und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Wipfel der Bäume. Unter einer hohen Eiche auf einem größeren, mit Gras und Gebüschen bedeckten Platze stand der Schimmel unbeweglich mit gesenktem Kopfe, und die schlanke Gestalt seiner Herrin saß leicht und ruhig im Sattel, während ihre großen, braunen Augen träumerisch auf den Boden gerichtet waren. Unter dem schwarzen Reithut quollen schwere, blonde Zöpfe hervor, welche das edelgeformte, etwas blasse Gesicht wie auf Goldgrund erscheinen ließen. Es mußten angenehme Bilder sein, die Helenens (so hörten wir sie nennen) Phantasie vorschwebten, denn ein leichtes Lächeln umspielte den kleinen Mund. Plötzlich fuhr das Pferd empor, und im Augenblick waren die Zügel von ihrer Hand mit Geistesgegenwart erfaßt und mit Sicherheit das unruhige Thier zum Stehen gebracht. Als sie aufschaute, erblickte sie vor sich einen Reiter, dessen Nahen sie auf dem weichen Moose nicht gehört und sie nicht bemerkt hatte, da er von der anderen Seite gekommen war. Der Fremde lüftete artig den Hut und sagte mit wohllautender Stimme: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich, wenn auch schuldlos, bald die Ursache eines Unglücks für Sie, meine Gnädige, geworden wäre und Ihnen einen großen Schritt verursacht habe!"

„Warum war ich nicht eben so aufmerksam, wie mein Schimmel!" lautete die lächelnde Erwiderung; „es sollte mir eine Mahnung sein, mich allein im Walde nicht meinen Träumereien hinzugeben!"

„Und, wenn ich fragen darf, was beschäftigte Ihre Phantasie in so reger Weise, daß alle Ihre Sinne davon gefangen genommen wurden?"

„Ich glaubte, Gedanken wären zollfrei?"

„In jedem anderen Falle gewiß, meine Gnädige; doch wenn sie so gefährlicher Natur sind, daß sie ein Menschenleben in Gefahr bringen, ist es nicht mehr wie billig, daß sie sich offenbaren müssen."

„Nun denn — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden, weil ich eigentlich an Nichts und doch an Alles dachte. Ich sagte mir nicht, welch' herrlicher Sommerabend, welch' reizender Sonnenuntergang, — ich ließ die ganze Schönheit der Natur auf meine Seele wirken. Ich fühlte die warmen Strahlen der Sonne auf meinem Gesichte spielen, die Abendlieder der Vögel bebten in meinem Herzen nach, die Wolken des blauen Himmelsdomes schienen gleich Engelsköpfchen hernieder zu blicken, das Rauschen der Blätter erzählte alte, traumhafte Märchen und über das Alles hin wehte der Hauch Gottes."

„Das sind nicht Gedanken, nicht Träume, — das war ein Gedicht," erwiderte der Fremde.

„Aber," fiel die Dame ein, „leider ein lyrisches, und das ist für die jetzige Welt ein überwundener Standpunct."

„Geben Sie die Schuld unseren Dichtern, oder den praktischen Geschlechtern der Neuzeit?"

„Weder den Einen noch den Anderen, sondern den Männern, welche sehr in Verlegenheit gerathen würden, fragten wir einmal nach einigen Versen selbst unserer guten Dichter; während wir Frauen sie nicht allein auf dem Büchertisch besitzen, auch im Gedächtniß, im Herzen tragen."

Sie wandte bei den Worten den Kopf nach dem nahenden Reiter, der auf demselben Wege, den er vorher genommen, zurückkam und auf die Gruppe zueilte. Mit militärischem Gruß und etwas verwunderten Augen wandte er sich an den Fremden, sich vorstellend:

„Mein Name ist von Hagen."

„Der meinige von Bärswald," erwiderte Jener, seinen Hut abnehmend.

„Und," setzte die junge Dame hinzu, „mein — nun, wie soll ich sagen? — Der Gegensatz von Lebensretter."

„Das ist mir unverständlich," antwortete Bruno, „aber wenn Du die Güte haben willst, es mir auf der endlich aufgefundenen Chaussee auseinanderzusetzen, werde ich sehr erfreut sein."

„Wenn Sie erlauben, begleite ich Sie eine Strecke," warf der neue Bekannte ein, und so setzte sich die kleine Kavalcade in Bewegung und langte unter Scherzen und Lachen in dem nahen Städtchen an, das trotz seiner 3000 Einwohner Garnison besaß. Es war hübsch gelegen und einige Häuser sahen auch elegant und zierlich aus. Die Wohnung des Rittmeisters von Hagen lag am Markt, ein breites Eingangsthor, hohe Fenster hoben sie vortheilhaft vor den anderen Häusern hervor. Als Bruno vor derselben hielt, wollte sich Bärswald verabschieden, aber Helene sagte mit liebenswürdigem Lächeln:

„Möchten Sie uns nicht die Freude erzeigen, vor Ihrem Heimritt eine Tasse Thee bei uns einzunehmen?"

„Wenn Sie, gnädigste Frau, das wenig courfähige Reitcostüm vergeben wollen, nehme ich die gütige Einladung dankbar an."

„Dieselbe Bitte müssen wir ja eigentlich an Sie richten," bemerkte Hagen, während sie die Treppe hinaufstiegen.

Der Diener öffnete und sie traten in ein hübsches, mit braunen Möbeln und Stahlstichen decorirtes Zimmer, in welchem Rauchsachen, Waffen, Zeitungen zeigten, daß es das Reich des Hausherrn war.

„Und nun bitte, legen Sie ab und nehmen Sie Platz," sagte dieser: „Helene, Du wirst wohl jetzt den Thee besorgen, und wir können in aller Gemüthlichkeit bis dahin eine Cigarre rauchen." —

„Wie lange sind Sie schon in dem kleinen Nest?" begann Bärswald die Unterhaltung.

„Seit sechs Wochen," erwiderte der Rittmeister; „ich stand in B., und als ich daran war, eine Schwadron zu bekommen, gaben sie mir die hiesige, zu meiner sehr geringen Freude."

„Ihr Vorgänger ging eigentlich ungern fort, er hatte sich hier schon eingelebt, war mit den anderen Officieren stets im Gasthause, und ihm genügte es, daß er dort einen guten Wein fand. Ich verkehrte viel in der Stadt, da das fürstliche Amt, welches ich gepachtet habe, ganz in der Nähe liegt. Jetzt war ich zwei Monate auf Reisen, und so kam es, daß mir die kühne Reiterin im Walde eine fremde Erscheinung war." —

„Besuchten Sie auch die Residenz, Herr von Bärswald?"

„In den letzten Tagen" — und er fing an zu erzählen, die beiden Herren fanden gemeinsame Bekanntschaften, und die Conversation wurde eine so angeregte, daß sie ganz überrascht waren, als Helene im einfachen blauen Hauskleide die Portieren öffnete und die Herren zu Tische bat. Das Eßzimmer erleuchtete eine helle Lampe, welche von der Decke herab über den runden Tisch hing, neben dem auf einem Servitent Berceline und Theekanne standen. Helene bereitete graciös den Thee und mischte hin und wieder ein heiteres Wort, eine fein durchdachte Bemerkung in die Unterhaltung.

„Ist es Ihnen nicht manchmal etwas einsam in dem großen Schlosse?" fragte sie den Gast, als sie an seiner Seite Platz nahm.

„Den Tag über, gnädige Frau, bin ich beschäftigt, des Morgens auf's Pferd, zu Mittag erst zu Haus und nach einem Stündchen Ruhe wieder auf's Feld. Aber wenn ich dann bei Sonnenuntergang zurückkehre, mich Niemand empfängt, ich so ganz allein in dem weiten Gemache mit Büchern oder Zeitungen sitze, werde ich zuweilen ganz melancholisch. Im vorigen Jahre war das etwas Anderes, da lebte meine liebe, alte Mutter noch bei mir, doch vor acht Monaten mußte ich sie begraben!"

„Allein sein ist hart," bemerkte Helene ernst, „aber noch viel härter, wenn es eine Zeit gab, in der wir es anders gekannt!"

„Darum bin ich auch so froh, meine eigene Häuslichkeit zu besitzen, und kann Dir, meine liebe Helene, nicht dankbar genug sein," versetzte heiter Herr von Hagen und küßte ihr galant die Hand. Die Tafel wurde aufgehoben, und die Herren gingen in das erste Zimmer zurück, während sich Helene mit der Entschuldigung, durch den Ritt sehr ermüdet zu sein, entfernte. Sie hörte in dem kleinen Boudoir, welches an die Eckstube stieß, noch längere Zeit den Klang einer wohllautenden Stimme, dann vernahm sie Abschiedsworte auf dem Corridor und bald darnach tönte der Schall von Hufschlägen von der Straße herauf an ihr Ohr, die, immer leiser und seltener werdend, endlich in der nächtlichen Stille verhallten. — Und als der einsame Reiter im Walde an die hohe Eiche kam, warf er einen dankbaren Blick auf ihre in Dunkel gehüllte Aeste.

Nach einigen Tagen saß Helene in demselben Zimmer, als der Diener Herrn von Bärswald meldete. Es war eine kleine Eckstube mit einem breiten Fenster, in dessen Mitte eine Epheuwand stand, welche in der Weise überdacht war, daß ihre grünen Blätter rechts einen zierlichen Schreibtisch, links ein Nähtischchen überschatteten.

„Ich lasse bitten einzutreten," sagte die junge Frau und legte das Buch, in dem sie geblättert, auf den Tisch. In dem Augenblick trat der Angemeldete herein und fragte, nach den üblichen Begrüßungsformeln:

„Ich habe Sie hoffentlich nicht in einer angenehmen Lecture gestört?"

„Gewiß nicht, ich sah in bekannte Gedichte, und als ich die Zeilen las:

O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir in's Herz hinein —

bemerkte ich erst, daß die hellen Strahlen wirklich zum Fenster hereingrüßten und dachte, wie seltsam es doch ist, daß wir oft erst durch die Dichtung auf die Wahrheit aufmerksam gemacht werden; — also umgekehrte Welt!"

„Wie konnte Ihnen aber, gnädige Frau, das lachende Herbstwetter entgehen?"

„Wenn man, wie ich, des Morgens in der Wirthschaft beschäftigt ist, die Dienstboten zu jeder Arbeit anleiten, das Meiste womöglich selbst thun muß, dann zeigt mir die Sonne viel mehr die Stäubchen auf Stuhl und Tisch, als ihren blauen Himmel."

„Das sind die Schattenseiten der kleinen Stadt; wie lästig müssen Ihnen, gnädige Frau, die häuslichen Unannehmlichkeiten sein!"

„O nein, Herr von Bärswald, ich bin gern thätig, — ist es nicht in Küch' und Keller, dann mit Nadel oder Feder oder zur Erholung am Piano oder an der Staffelei."

Da trat Hagen ein, und die Unterhaltung nahm eine andere Wendung.

„Ich komme eben aus dem Gasthaus," sagte dieser, Bärswald herzlich die Hand schüttelnd, „und traf dort die Cameraden, welche sehr böse auf Sie sind, daß Sie sich gar nicht dort sehen lassen. Wenn Sie nun einmal hingehen, sind Sie einer Willkommsbowle gewiß."

„Bei der Bowle bleibt's gewöhnlich nicht, es wird dann noch ein Willkommspiel gemacht, und davon halte ich mich am liebsten fern," erwiderte der Angeredete.

„Da haben Sie Recht," stimmte Hagen bei, „was sollen die jungen Leute in solchem öden Dorfe aber anfangen? Wie glücklich macht es mich, daß ich auf diesen Verkehr nicht allein angewiesen bin," und sah dabei Helene mit liebevollem Blicke an. — Beim Abschiede ward Bärswald freundlich eingeladen, öfters den kleinen Weg nach der Stadt zu machen und dann nicht in dem Hirsch, sondern bei ihnen einzukehren; und wie gern folgte er diesem Anerbieten! Wenn er dann in Helenens Boudoir unter der Epheulaube saß, diese ihm ein Mendelssohn'sches Lied ohne Worte spielte, oder er in ungezwungener Weise mit ihr plauderte — ach, und sie plauderte so lieblich — war ihm so wohl um's Herz, und er gab sich diesem süßen Gefühl hin, bis er jäh aufschreckte von einem plötzlichen Weh in der Brust. Dann war es mit dem Plaudern vorbei und er ritt schweigend nach Hause. Und dort saß er im Dämmerlicht in der großen, ungemüthlichen Stube und schloß die Augen. — Und da war es ihm, als ob am Fenster eine Epheulaube stände, als ob eine schlanke Gestalt in derselben säße und zu ihm sagte:

„O Sonnenschein, o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir in's Herz hinein" —

Und leise setzte er hinzu:

„Weckst drinnen lauter Liebeslust,
Daß mir so enge wird die Brust.
Was machst du mir denn solche Pein,
O Sonnenschein, o Sonnenschein!" —

Nicht gern nahm er von Hagens eine Einladung zu einer Gesellschaft an. Helene war zwar gleich liebenswürdig gegen ihn, aber auch den Andern galt ihr Lächeln, und er ärgerte sich immer, daß Hagen für die steten Aufmerksamkeiten der unverheiratheten Officiere für die junge Frau nicht einmal einen ernsten Blick hatte. Besonders mißfiel es ihm das wirklich auffallende Courmachen eines Premierlieutenants von Sechow, der mit seinen langen Coteletten, an denen er beständig hin und her zerrte, und seinem dünnen Haupthaar den Lebemann nicht verleugnen konnte. Wenn Hagen dies bemerkte, lächelte er höchstens oder drohte ihr scherzend mit dem Finger.

„Wunderbar," dachte Bärswald und nahm sich vor, diese kleinen Gesellschaften zu meiden. — Er holte Hagens lieber zum Spazierenreiten ab, und sehr oft wurde der Weg zu der Eiche genommen, unter deren breitem Geäst er zuerst die liebliche Frau gesehen. Der Baum war ihm so lieb geworden, daß er auf dem Heimwege von der Stadt ihm öfters freundlich zunickte und dann über die eigene Thorheit laut auflachte. — An einem Nachmittage — Hagen hatte Dienst — war Bärswald gekommen und fand Helene mit einer Zeichnung beschäftigt. Sie sträubte sich anfangs, dieselbe zu zeigen, gab aber dennoch seinen Bitten nach, und vor ihm in leichten Bleistiftstrichen lag die hohe Eiche, im Hintergrunde die verschwimmende Bergkette mit der untergehenden Sonne.

„Soll die Skizze Ihnen eine angenehme Erinnerung sein, gnädige Frau?" fragte Bärswald, die Augen auf das Papier geheftet.

„Erinnerung? Nein, denn ich werde wohl unsere erste Begegnung an dieser Waldesstelle nicht so bald vergessen, um einer Erinnerung zu bedürfen; es soll mir aber ein liebes Blatt sein. Schreiben Sie mir vielleicht einige Zeilen darunter? Unser erstes Gespräch handelte ja von lyrischen Gedichten."

Er sah einige Augenblicke in die glänzenden Augen, auf den reizend lächelnden Mund und er konnte sich nicht denken, daß sie einem Anderen gehörte und nicht ihm, ihm ganz allein. Die weiße, kleine Hand hielt ihm eine Feder entgegen, er wollte sie nehmen, Worte seiner heißen Liebe zu schreiben, da erblickte er an ihrem Finger den Trauring und wandte sich schweigend fort.

„Nun, Herr von Bärswald, wollen Sie mir nicht den Gefallen erweisen?"

„Gleich, gnädigste Frau," und nach einigem Sinnen trat er an den Tisch und schrieb:

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner,
Und — kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick.

Und als sie die Zeilen las, schaute sie mit fragendem Blick zu ihm empor; er aber sah starr vor sich hin und konnte daher ihr plötzliches Erröthen nicht bemerken, sondern hörte nur, wie sie nach einigen Minuten scherzend zu ihm sagte:

„Das paßt eigentlich gar nicht; ich glaubte etwas wie Eiche, Leiche oder den Gegensatz von Lebensretter zu lesen."

Er wollte lächeln, aber es gelang ihm nicht, der bittere Zug um seinen Mund trat um so stärker hervor. Da hörten sie in dem Augenblicke Hagen in sein Zimmer treten, mit lautem Gepolter seinen Säbel abnehmen und Ausrufe wie: „Unsinn — Donnerwetter — fehlte mir gerade" ausstoßen. Er schritt durch das Eßzimmer und rief schon vor der Thür: „Denke Dir, Helene," da gewahrte er Bärswald und sagte, nachdem er ihn begrüßt: „Verzeihen Sie, ich hatte nicht gewußt, daß Sie hier sind, sonst hätte ich mich in meinen Ausdrücken mehr menagirt. Aber da soll man nicht den Humor verlieren, wenn ein gewöhnlicher Sterblicher Hymnen über schöne Augen, welche man zu hüten hat, singt, in denen sie womöglich mit Sonne, Mond und Sternen verglichen werden; und," setzte er komisch ernst hinzu, „ich hoffte, die Sterne sollten mir allein nur leuchten!"

„Ist das aber nicht sehr egoistisch von Dir gedacht, lieber Bruno?" lachte Helene mit etwas gerötheten Wangen, welcher das Thema sehr peinlich zu sein schien und die es mit einem Scherz abbrechen wollte.

„Ich bitte um Verleihung," sagte Bärswald, der während dieses kurzen Gespräches bald den Rittmeister, bald die junge Frau staunend betrachtet hatte, — „wenn ich mich so eilig entferne, aber mir wird so schwindlig, daß ich schnell in meine Behausung kommen will," und die Todtenblässe seines Gesichts widersprach den Worten keineswegs. Ohne eine Erwiderung abzuwarten, stürzte er die Treppe hinunter und hörte gar nicht die Worte Hagen's welcher ihm nachrief:

„Mein Gott, so bleiben Sie doch lieber hier!"

In rasendem Tempo ging er durch den Wald, die Sporen in den Seiten des Pferdes; da plötzlich hielt er, — die Eiche lag vor ihm, rings umher Alles stumm und still, nur die weichen Lüfte spielten leise mit den Blättern. Da sprang er aus dem Sattel und warf sich schluchzend in's Gras. — Das Ideal seines Herzens war weiter Nichts — als eine kokette Frau, welche die unbeschreibliche Schwachheit, nein — Dummheit ihres Mannes benutzte, ihre Zeit mit Liebesverhältnissen zu vertändeln. Ja, das klang bitter, aber ach! es war die Wahrheit. — Eine längere Zeit verging. Bärswald blieb ruhig auf seinem Gute, arbeitete von früh bis spät und ritt auf seinen Feldern umher, aber niemals weiter, — er vermied stets den jetzt im Herbstesschmuck prangenden Wald. Als er einmal des Abends später nach Hause kam, fand er die Karte Hagen's vor, und auf der einen Seite stand mit Bleistift geschrieben: „Was Teufel, wo stecken Sie denn? Sind Sie krank oder was fehlt Ihnen? Ich komme, mich Ihnen in's Gedächtniß zurückzurufen, denn Sie scheinen uns ganz vergessen zu haben. Besuchen Sie uns bald — also hoffentlich auf Wiedersehen." Die Ernte war vorüber, und Bärswald mußte wegen Getreideverkaufs nach der Stadt. Als er in die Gaststube des „Hirsches" trat, sah er zu seinem großen Aerger lauter bekannte Gesichter. Er konnte sich nicht mehr unbemerkt zurückziehen, denn schon war er umringt mit Rufen des Erstaunens, des Scherzes:

„Sind Sie von den Todten auferstanden, alter Freund?" fragte Einer —, der Andere:

„Auf Taille, es scheint wirklich der Fall zu sein, denn er sieht aus wie eine ausgepreßte Citrone."

„Laßt mich nur," kam Bärswald endlich zu Worte, „nach dem heißen Ritt verlangt mich nach einem Trank des heiligen Gambrinus!"

„Ach was, Gambrinus!" ertönte es von den Lippen eines jungen Officiers, Namens Ferro „zu einem solchen Feste, wie die Auferstehung eines Todten, muß Bacchus erscheinen. Ich sehne mich ohnehin heute nach Madame Clicquot, ihrem silbernen Lächeln, ihren schäumenden Perlen und möchte ihr gar zu gern den Hals brechen."

„Wenn sie Ihnen nur nicht einmal den Hals bricht, Ferro," lachte ein Aelterer.

„Also Stift, Sect her!"

„Doch nun im Ernst, lieber Bärswald," fragte ein bekannter Gutsbesitzer, „was bringt Sie her?"

„Getreideverkauf, sonst vergesse ich die richtige Zeit."

„Auf Ehre, Bärswald," sagte Lieutenant Ferro, indem er beschäftigt war, die Flaschen zu entkorken, „nicht die schönen Augen von Frau von Hagen?"

„Wie können Sie denken!" erwiderte der Angeredete ärgerlich.

„Denken, gar nichts, wissen aber, daß Sie im Sommer oft im engsten Familienkreise dort verkehrt und uns dadurch auch den Rittmeister abwendig gemacht haben; es ist eine Schande, ein unverheiratheter Kerl und steckt immer zu Hause!"

„Unverheirathet?" schrie Bärswald ordentlich auf.

„Nun, natürlich!"

„Und Frau von Hagen?" brachte er mühsam mit gepreßter Stimme hervor.

„Ist des Rittmeisters Schwester, welche als sechzehnjähriges Mädchen einen Vetter gleichen Namens geheirathet hat, der ein Jahr darauf mit dem Pferde so unglücklich stürzte, daß dieser Ritt ihm nichts weniger als das Leben kostete. Da ihre Eltern todt sind, Familie nicht existirt, gab sie den Bitten des Bruders nach und führt ihm hier die Wirthschaft."

Bärswald saß wie versteinert da, Keiner achtete aber im Augenblick auf ihn, da ein anderer Officier den erzählenden Ferro fragte:

„Und ist die Fama wahr, daß Sechow einen Korb von der schönen Wittwe erhalten und sich deshalb hat versetzen lassen?"

„Wahrscheinlich, denn der Grund, welchen er vorgab, er langweilte sich zu schändlich in unserem Eldorado, scheint mir doch etwas mit Haaren herbeigezogen, da er so lange recht vergnügt bei uns ausgehalten hat. Und Sie, Bärswald, wußten nicht —"

Dieser war aber nicht mehr am Tisch, und Ferro rief lachend:

„Die Auferstandenen verschwinden eben so schnell, als sie erschienen, auf Ehre!"

Die Blätter der Epheulaube aber könnten, wenn sie erzählen wollten, uns wohl viel verrathen von Glück und Liebe, von Thränen schmerzlicher Erinnerung und endlich gefundener Seligkeit — doch sie sind verschwiegen wie das Grab! Als aber in dieser Nacht ein Reiter an der Eiche vorüber kam, da schallte es mächtig von seinen Lippen:

„Durch den Hain, aus und ein
Schalle heut ein Reim allein;
Die Geliebte, sie ist mein,
Ist mein!"

Ein alter Hagestolz ärgerte sich darüber, daß die Tochter seiner Hauswirthin sehr oft Gebrauch von seinem Haaröl machte, und füllte das Fläschchen eines Abends, wo sie zu einem Balle eingeladen war, mit flüssigem Gummi. Die junge Dame blieb an dem Abende zu Hause und ließ sich einige Tage lang vor Niemandem sehen.

Ein Königsbesuch in alter Zeit.

Historische Federzeichnung
von
Alphons Gr. Ballestrem.

Es war am 7. Juni im Jahre des Herrn 1520, als auf der Ebene zwischen Guisnes und Ardres ein reges Leben herrschte. — Hunderte von Arbeitern und englischen Soldaten waren beschäftigt die letzte Hand an die Ausschmückung zweier langen Reihen von Zelten zu legen und Alles zu einem festlichen Empfange herzurichten.

Besonders drei Zelte waren es, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich lenkten.

In der Mitte des Lagers war ein freier Platz belassen, und hier erhoben sich auf künstlichen Hügeln ein weißes, ein rothes und ein blaues Zelt von kostbaren seidenen Stoffen, verziert mit Gold und Silber und den königlichen Emblemen von Frankreich und England und dem rothen Kardinalshut. Bunte Teppiche bedeckten den Boden und die Hügel waren mit grünen Reisern und Blumen geschmückt, und anzuschauen wie Gärten. Hier wollte heute Heinrich VIII. von England mit seinem hohen Besuche, König Franz I. zusammentreffen und hier seinem Gaste zu Ehren die ausgesuchtesten Festlichkeiten veranstalten.

Schon lange Zeit vorher hatte man an verschiedene Höfe Boten entsendet, welche alle Edelleute, die Lust dazu hätten, einladen sollten, gegen die beiden Monarchen und ihre Ritter im Ringelrennen oder Turniren auf dem Kampfplatze zu erscheinen; denn man wollte dieser Zusammenkunft nicht nur einen hohen politischen Charakter beilegen, sondern auch durch die Pracht derselben die Augen der Welt auf sie richten.

War doch der Zweck dieses Besuches in demonstrativer Weise gegen den neuerwählten deutschen Kaiser Carl V. von Spanien gerichtet, dessen Nebenbuhler bei der Kaiserwahl sowohl Franz wie Heinrich gewesen waren.

Aber der schlaue Kaiser Carl hatte es trefflich verstanden, auf den allmächtigen Minister Heinrich VIII., den Kardinal Wolsey, einzuwirken und ihn günstig für sich zu stimmen. Er hatte ihm nicht nur zwei Jahresgelder von je 3000 Pfund Sterling und 7000 Stück Dukaten ausgesetzt, sondern ihm auch Hoffnung auf Erlangung der höchsten geistlichen Würde, auf den Stuhl Petri, gemacht, und ihm hierzu seinen ganzen Einfluß zugesagt.

Auf der Reise von seinem Erblande Spanien nach Deutschland, die er vorsichtshalber zur See machte, war Carl unvermuthet in England gelandet und hatte mit dem überraschten Heinrich und Wolsey eine Zusammenkunft, die er trefflich für sich auszunützen wußte, denn Heinrich versprach ihm nicht nur einen Gegenbesuch, sondern Wolsey zerstreute auch seine Besorgnisse über den bevorstehenden Königsbesuch gänzlich.

Es war deshalb heute die Absicht des Kardinals durch großes Gepränge die Aufmerksamkeit von der Politik abzuwenden; und in der That war bei den kriegs- und prunkliebenden Königen Nichts leichter.

Franz I. landete mit dem stattlichsten Gefolge, das je einem Könige als Geleit gedient hat.

Ihm zog, nicht minder ausgerüstet, Heinrich und Wolsey entgegen, und Beider Züge trafen in dem am Anfang beschriebenen Zeltlager zusammen, wo schon die fremden Ritter ihrer warteten.

Die beiden Könige und ihr Gefolge beeiferten sich um die Wette ihre Pracht durch die ausschweifenste Verschwendung zu zeigen und zwar dergestalt, daß von dieser Zeit ab, die Gegend, wo die Zelte standen, den Namen des Lagers von Goldstück erhielt.1) Ritterspiele und alle dergleichen Zeitvertreibe, die man in dazumaliger Zeit für männlich und artig hielt, beschäftigten die beiden Höfe während der achtzehn Tage, die sie zusammenblieben, derartig, daß von Politik keine Rede war.

Nun geschah es aber, daß bei diesen Kriegsspielen und Turniren die französischen Ritter meist über die englischen den Sieg davontrugen, so daß sich letzterer eine gewisse Bitterkeit gegen ihre Gäste bemächtigte.

Und so erzählt uns denn der Marschall de Fleuranges,2) der selbst sich im Gefolge von Franz I. befand, daß die Engländer die Franzosen zum Boxen und Ringkampf herausforderten, und da es unter ihnen baumstarke Kerls gab, hierin den Franzosen überlegen waren, und da der König von Frankreich nicht darauf bedacht gewesen seinerseits einige Ringer aus der Bretagne kommen zu lassen, so hätten die Engländer schließlich den Preis davon getragen.

Durch diesen Erfolg nun war Heinrich VIII. indessen übermüthig geworden, und als am letzten Tage die Engländer abermals die Franzosen geworfen hatten, und die Könige sich eben in das Prunkzelt zum Abschiedsschmause begeben hatten, sprang Heinrich plötzlich auf Franz I. mit den Worten los:

„Bruder, ich muß mit Ihnen ringen!" und ergriff seinen königlichen Gast beim Kragen; zugleich gab er sich Mühe ihm ein Bein unterzuschlagen und ihn zu Falle zu bringen.

Aber der König Franz verstand den Scherz schlecht, und da er selbst von großer Gewandheit war, ergriff er Heinrich um den Leib, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn auf den Boden, daß ihm alle Knochen im Leibe krachten, und er sich kaum erheben konnte. Wüthend wollte sich Heinrich von Neuem auf seinen Gegner stürzen, wurde aber von seiner Umgebung daran verhindert.3)

Daß dieser Zwischenfall nicht dazu beitrug, Heinrich für Franz einzunehmen, lehrt die Geschichte; denn es gelang dem Kardinal Wolsey ein Bündniß zwischen den beiden Königen zu vereiteln, und sich so — wie er glaubte, seinem mächtigen Gönner, Kaiser Carl V. zu verpflichten.

Später, im Jahre 1543, schloß Heinrich sogar mit Kaiser Carl ein Bündniß gegen Franz I. zur gänzlichen Eroberung Frankreichs. —

1) Robertson's Geschichte Kaiser Carl V. Band II pag 109.
2) Memoires de Fleuranges, 12 Mo. Paris 175a. pag. 329.
3) Memoires de Fleuranges.

Zum Schutze gegen die Cholera.

Die Mittel, welche man heutzutage gegen Epidemien hat, beruhen nicht auf einer Fülle von Recepten, sondern darin, daß man das Wesen und die Gesetze einer Krankheit schärfer erkennt. Schritt für Schritt ging hier die Wissenschaft weiter, und jede neue Ursache, die man erforschte, gab neue Behelfe an die Hand, die gefährlichen Wirkungen abzuschneiden oder doch abzuschwächen.

Bei diesem Verfahren, in dem sich die Vertreter der Naturwissenschaften mit den Meistern der Medicin verbanden, folgte man denselben Prinipien, die ja überhaupt von der modernen Heilkunst acceptirt sind, das heißt der ärztliche Eingriff erschien unendlich reducirt. In allen Fällen muß die Natur das Beste selber thun, sie wehrt sich auf jede Weise dagegen, daß ein Krankheitsstoff in den Organismus eindringe, sie sucht mit allen Mitteln ihn auszuscheiden, wenn er gleichwohl eingedrungen ist. Die Rolle des Arztes aber ist (von chirurgischen Leistungen abgesehen) nur die eines rührigen Wächters, er muß die präventive Arbeit der Natur unterstützen und ihren Heilungskampf durch Darreichung der richtigen Medicamente erleichtern.

Auf diese Weise wurde, wie gesagt, die ganze Sanitätspflege vereinfacht; statt mit geheimnißvollen Arzneien zu operiren, wendete man sich nun den primärsten Bedürfnissen des Lebens zu. Wohnung, Nahrung, Kleidung, Luft, Hautpflege u. dgl., das sind die Factoren, mit welchen die moderne Hygiene rechnet. Ganz ähnlich geht man bei der Cholera zu Werke; die Präventivmaßregeln, die uns Pettenkofer bietet, überraschen durch ihre Einfachheit, denn sie stehen fast ausnahmslos auf dem Boden der Alltäglichkeit.

Was zunächst die Kleidung betrifft, so dient ihr Gebrauch nicht blos dem Anstand, sondern in noch weit höherm Maße der Gesundheit; sie soll so beschaffen sein, daß sie dem Körper die ihm zuträgliche Temperatur von 25 Grad Reaumur gewährt. Neben der Erwärmung aber ist Reinlichkeit das dringendste Erforderniß, und hier kommt zu allermeist die Leinenwäsche in Betracht. Den fleißigen Wechsel derselben kann man als „trockenes Bad" betrachten und dieses Bad mindestens soll jede Woche genommen werden. Ist dies unmöglich, so erscheint es minder gefährlich, ein wollenes Hemd vier Wochen, als ein leinenes acht Tage lang zu tragen. Ganz dasselbe gilt vom Bette, welches Pettenkofer als das „Schlafgewand" des Menschen bezeichnet; es dient nicht blos für die Ruhe, sondern auch für den Wärmehaushalt des Körpers, und nach dieser letztern Richtung fühlt man es am schlimmsten, wenn man lange nicht zu Bette kommt. Da alle Erkältungen den Blutlauf von der Oberfläche zurückdrängen und deßhalb durch die Ueberfüllung innerer Organe leicht zu Katarrhen, Diarrhöen und dergleichen führen, so ist bei einer Cholera-Epidemie auf diesen Wärmehaushalt besonders zu achten und besonders der Unterleib (auf bekannte Weise) zu schützen.

Um die Nahrung zu regeln, hat man früher vollständige Cholera-Speisezettel hergestellt; doch will Pettenkofer dieser Casuistik wenigstens zur Stunde nicht, Folge leisten. Daß bestimmte Nahrungsmittel wie manche Früchte und Gemüse) den Durchfall fördern, weiß ohnedem jedes Kind, aber ebensosehr sind alle hitzigen Speisen und Getränke zu vermeiden, die den Darm überflüssig reizen. Denn da „die Durchschwitzung von Wasser aus den Organen in den Darmcanal die wesentlichste Erscheinung des Choleraprocesses ist" so muß Alles vermieden werden, „was den normalen Wassergehalt der Organe erhöht oder die normale Wasserabgabe des Körpers beeinträchtigt."

Daß der Laie es nicht genau weiß, auf welche Art er diesem gelehrten Satze genügen soll, finden wir ganz begreiflich, aber er genügt ihm völlig, wenn er sich gleichzeitig vor jeder Ueberladung des Magens hütet und doch für kräftige, gute Ernährung sorgt. Um den untern Classen diese zu gewähren, sollen Speise-Anstalten errichtet werden, die Victualien-Polizei muß verschärfte Wachsamkeit üben, und da, wo die Gefahr besteht, daß Fleisch, Gemüse, Milch oder dergleichen wirklich inficirt sind, zerstört die Siedhitze des Kochens mit Sicherheit jedes Gift. In der Wahl der Speisen aber soll man getrost bei denen bleiben, die man bisher mit Appetit und gutem Erfolg genossen hat; je weniger die ganze Ernährung einen außergewöhnlichen Anstrich gewinnt, desto größer ist die Sicherheit.

Wichtiger noch als die Nahrung, die wir dem Magen zuführen, ist die Luft, welche die Lunge aufnimmt. Denn während sich das größte Volumen an Speise und Trank doch nur mit vier Liter beziffert, sind es 90000 Liter Luft, die wir in einem Tage einathmen. Für diese Frage ist natürlich die Art des „Wohnens" höchst bedeutungsvoll, hier haben Ventilation, Desinficirung rc. ihren eigentlichen Spielraum; hier muß die Hausfrau, der die Reinlichkeitspflege in unsern Gemächern anheimfällt, dem Gemeinwohl die besten Dienste leisten. Zum Glücke hilft die Natur aber selber nach, daß diese ungeheuren Quantitäten beschafft werden, denn selbst bei festgeschlossenen Thüren und Fenstern dringt durch die porösen Ziegelmauern eine Luftmasse ein, die sich per Stunde auf 250 bis 300 Liter beläuft. Da indessen jede Person in bewohnten Räumen etwa 60 Kubikmeter Ventilation per Stunde bedarf, so ist dieser Vorschuß natürlich ungenügend, wenn die Bewohner ihn nicht durch eigene Sorgfalt ergänzen. Selbstverständlich liegt der Schwerpunkt dabei nicht auf den sogenannten Prunkzimmern, sondern je stiefmütterlicher ein Raum beschaffen ist, desto reichlichere Sorgfalt fordert er heraus: Kammern, Küchen und Cloaken sind weit wichtiger als alle Salons und Boudoirs. Das Princip, welches für diese Nebenräume gilt, concentrirt sich darin, faulige Abfälle des menschlichen Haushalts unschädlich zu machen, und wo dies durch den einfachen Zutritt frischer Luft nicht mehr möglich ist, muß man das stärkere Mittel der „Desinfection" zu Hilfe nehmen. Mit Recht aber warnt Pettenkofer davor, daß man sich nicht durch „wohlriechende Substanzen täuschen lasse, welche den Geruchssinn betrügen, ohne die schädlichen Stoffe aus der Luft zu entfernen.

Was die Desinfection selbst betrifft, so hat sie bereits eine vollkommene Geschichte, die mit den Kenntnissen über das Wesen der Cholera auf's innigste zusammenhängt. Sie ist die eigentliche moderne Waffe, welche die öffentliche Gesundheitspflege gegen Epidemien besitzt, und deßhalb ist es wohl der Mühe werth, ausführlicher darüber zu sprechen, mit welchen Gründen und Erfolgen, mit welchen Quantitäten und chemischen Stoffen man jetzt am besten desinficirt. Diese Frage ist die einflußreichste und verzweigteste auf dem ganzen Gebiete.

Die Frau auf dem Throne.

(Ein Bild.)

„Peter der Große ist ein Zauberer," sang der Bauer auf dem russischen Jahrmarkte, „er machte aus Koth einen Fürsten (Menschikoff), aus einem Sumpf eine Stadt (Petersburg), aus einer Metze eine Kaiserin (Katharina I.)."

Nun reichte aber der Zauberstab jener eigenthümlichen historischen Gestalt, die in ihren gigantischen Proportionen, in ihrer wilden Ursprünglichkeit und eisernen Kraft des Willens aus fernen Zeiten in das achtzehnte Jahrhundert hineinzuragen scheint, nicht hin, der düstern, öden Landschaft rings um seine Riesenschöpfung etwas Farbe, etwas Leben zu verleihen.

Endlos dehnt sich das braune Land der Landstraße an verkrüppeltem Nadelholze vorüber, zwischen magern Wiesen durch, in meilenweiter, nie durch die Wellenlinie eines Hügels unterbrochener Fläche. Eine Dohle schwingt sich heiser schreiend auf den dürren Ast, kleine Pferde ziehen mühsam einen Bauernkarren, sonst regt sich kein Leben. Allmälig rieselt Nebel nieder und verschleiert die trostlose Gegend.

Die Natur, die ihr reiches Füllhorn von Pracht und Lust über die Campagna Felice ausgegossen, ist hier eine karge Stiefmutter. Sie jubelt am Tyrrhenischen Meer, sie trauert am finnischen.

Mit einemmale beginnen die Wunder, vom Menschen im Schweiße seines Angesichtes in die Wildniß gezaubert.

Ein riesiger Park, ein mächtiger, stolzer Bau steigen vor den Augen des Reisenden auf, es ist „Zarskoje-Selo", das kaiserliche Dorf. Die Kaiserin Anna, Peter's des Großen Muhme, deren zehnjährige Regierung als „Bironischtschwa" schwer auf den Russen lastete, hat das Schloß begonnen, ihre Nachfolgerin Elisabeth, die schwächste der Frauen und Fürstinnen, setzte den Bau fort, unter Katharina II. erhielt es Vollendung und seine jetzige Gestalt. Unvergeßlich ist Katharina's Angedenken mit den Mauern, mit den Anlagen verwebt. Noch besucht der Hof zuweilen die herrliche Schöpfung, dennoch gleicht sie, wie Versailles, wie alle die Hallen der unbeschränkten Herrschergewalt, dem „Temple à l'idole brisé."

Sinnend durchwandeln wir den Park; da treffen wir auf das Marmor-Monument eines Hundes — die Kaiserin hat ihn geliebt! Ein Obelisk kündet uns den Seesieg bei Tschesme, vom grauenhaften Alexis Orloff erfochten, dessen Hände Peter III. strangulirt — die Kaiserin hat ihn gefürchtet. Wieder weiter finden wir ein Denkmal, „dem Treuesten der Treuen" geweiht. Es mahnt an die sympathische Gestalt des schönen Lanskoi, an ihm hat die Frau auf dem Throne einen Geliebten besessen. Nicht nur ein Spielzeug, nicht einen Günstling, nein, einen Mann, der Katharina's Herzen theuer war und der ihr mit seltener Ergebenheit lohnte.

Monumente sind die Albumblätter der Großen; wie König Ludwig I. von Baiern Hellas und Italien ins rauhe Isarbecken verpflanzte zum Gedenkzeichen schöner Stunden, so lesen wir hier auf den Steinen Katharina's Leben.

Es scheint sich zu regen im Parke von Zarskoje-Selo, es rauscht und flüstert, die Weltgeschichte ist um ein paar häßliche Capitel ärmer geworden, das achtzehnte Jahrhundert ist auferstanden in seiner Pracht.

Ein milder Herbsttag verleiht dem Parke vollen Reiz, Schwäne gleiten majestätisch dahin auf dem blauen See, am Ufer blühen verspätete Rosen. Aus den geöffneten Fenstern der Treibhäuser dringt scharfer Duft von Orangenblüthen. Uniformen glänzen zwischen den Büschen, Damenkleider aus schwerem Brocat schleifen im feinen Sande. Zwischen Lorbeer und Myrthe schlängelt sich der Weg. Lorbeer und Myrthe sind auch die Pole von Katharina's Leben. Aufruhr hat sie gedämpft, den gefährlichen Ehrgeiz der Großen durch Klugheit im Gleichgewichte erhalten, Kunst und Wissenschaft hat sie in die rohen scythischen Regionen eingeführt, unter ihrem Scepter erblüht das Reich. Zwischen der Regierungslast schwingt sie wieder den Thyrsusstab der Freude, ihr Hof ist der Schauplatz der geistreichsten, raffinirtesten Lust.

Heute liegt eine Wolke auf der Stirn der Herrscherin. Verrath ist ein häßliches Wort, und die Frau auf dem Throne besitzt keinen Freund. Ehrgeizige, eigennützige Menschen umdrängen sie.

Heute Morgens trat Katharina II. in ihr Toilette-Zimmer, und da überraschte sie die Gräfin Bruce, der sie seit Jahren vertraute, mit ihrem General Adjutanten, dem Fürsten Korzakoff. Doch nicht dies allein ist es, was der Kaiserin Laune verdüstert, denn der mächtige Potemkin hat die Intrigue geschürt, er will nur seine Creaturen um Katharina dulden, und nur so lange sie es sind. Er will die Herrin isoliren, um — allein zu herrschen.

Deßhalb schreitet auch Katharina am Arme des Grafen Tolstoi unmuthig ihren Hofleuten voraus. Der feine Witz sprudelt nicht von ihren Lippen, die niedliche französische Phrase, deren Meisterin sie ist.

Rascher als sonst ist der Spaziergang beendet und Katharina tritt in ihre Gemächer.

Plötzlich kommt Feuer in der Kaiserin erst noch trübe blickendes Auge. Nie hat die herrliche Garde-Uniform einen Mann besser gekleidet als den, der jetzt Wache hält an seiner Herrscherin Thür. Der blaue Rock, die rothen Aufschläge, die reichen Silberborden heben vortheilhaft die ebenmäßige, schlanke Gestalt, den schönen Kopf mit den reinen Zügen, der griechischen Nase.

Eine Stunde später führt Maria Sachavine, die vertraute Kammerfrau, den jungen Garde-Officier in der Kaiserin Cabinet.

„Wer sind Sie?" fragt sie gütig.

„Alexander Dimitriwitsch Lanskoi, Majestät! Erlauchter Ahnen gesunkener Nachkomme; die Lanskoi saßen in Polens Senat und führten dessen Heere ins Feld, ich bin nur ein armer Landedelmann und ward vor Kurzem mit einer Stelle in Ihrer Garde begnadigt."

„Alexander Dimitriwitsch, Sie werden höher steigen, als je Einer der Ihrigen stand."

Ihm schießt die jähe Freude ins Herz, der Augenblick ist da, der die Dunkelheit nimmt aus seinem Dasein.

„Euer Majestät! Seit die erhabene Mutter unseres heiligen Rußland, die das Reich groß gemacht, einen Blick auf mich geworfen, hadere ich nicht länger mit dem Geschicke."

„Freilich, ich bin Kaiserin; wäre ich nur Frau, dann vermißten Sie wohl die geschwundene Jugend?"

„Es gibt eine Morgenröthe für jede Tageszeit."

Katharina lächelt, und der hübsche Garde-Officier beugt das Knie.

„Stehen Sie auf, Oberst Lanskoi!"

„Glühende Dankbarkeit, innige Verehrung eines ganzen Lebens weihe ich Ihnen, meine gütige, gnädige Herrin."

„Ich glaube Ihnen, Alexander Dimitriwitsch, heute Abends erwarte ich Sie in der Assemblée."

Schwindelnd verläßt der junge Mann das Gemach der Kaiserin; in weichem Sinnen lehnt Katharina in ihrem Lehnstuhl.

Vor der Frau auf dem Throne erhebt sich der uralte, ewig neue Traum der Liebe, der echte Phönix, der stets wieder aus der Asche ersteht.

„Ich will ihn belehren, bilden, zu mir heranziehen, zu mir heraufheben!" murmelt sie in süßem Vergessen.

Nun ruft die goldene Klingel die dienenden Frauen.

„Meine prachtvollsten Kleider und meine reichsten Juwelen!" befiehlt die Kaiserin.

Hell funkelt der Krystall-Luster im Empfangssaale, die Lichter blitzen von den Edelsteinen zurück in sprühenden Funken. Die glänzende Versammlung theilt sich in Gruppen.

Eine kleine dicke Frau mit Kalmücken-Nase, mit breit hervorspringenden Backenknochen und der fahlen slavischen Gesichtsfarbe spricht in lautem Tone. Triumph klingt aus der Stimme. Ein schöner junger Mann in reicher Uniform stützt sich nachlässig an die Lehne ihres Stuhles. Dies ist nach der Kaiserin die berühmteste Frau des russischen Reiches, „Tomyris parlant français" hat sie Voltaire genannt, der Officier an ihrer Seite ist ihr Sohn. Ein kleiner, ältlicher Mann mit fuchsartigem Gesichtsausdrucke spricht eifrig mit der Dame; Graf Panin erwartet eine Stütze seiner, der preußischen Partei am russischen Hofe durch die Verbindung mit seiner Nichte.

Die Höflinge nähern sich mit glatten Worten, sie bieten ihren Salam dem neu aufgehenden Gestirn.

Le roi est mort! Vive le roi!

Fürst Korzakoff, der General-Adjutant der Kaiserin, ist entlassen, Fürst Daschkow candidirt für die Stelle, und wer zweifelt, daß er sie erhält? Er ist der schönste Mann im Saale, seine Mutter die kühnste, mächtigste Frau.

Katharina Romanowna Daschkow hält Hof, sie sonnt sich in den Strahlen der Macht. Sie kann als Weib nicht herrschen über das Herz und über die Sinne, dazu ist sie zu häßlich. Dafür ist sie bereit zur entschlossenen, männlichen That.

Zwischen den Gruppen, hier ein Wort wechselnd, dort einen Satz erlauschend, windet sich Betzki durch, er sammelt Stoff zu seinen Berichten an die Kaiserin.

Ein bleicher Mann hält sich fern, seine Uniform bekundet hohen Rang, ein Firmament von Sternen glänzt ihm an die Brust. Er blickt mit dem einen Auge böse hinüber nach der Fürstin.

Vor Jahren sprengten zwei Frauen aus den Thoren des Winterpalastes, sich an die Spitze der Garden zu stellen. Er war damals ein unbedeutender junger Fähnrich, er konnte nur sein Porte d'epee losmachen und es der Kaiserin reichen, der es fehlte, aber Katharina befehligte die Regimenter — gegen den gestürzten Kaiser.

Die stolze Frau übersah, von Ruhm und Erfolg berauscht, den jungen Potemkin. Aber die Orloff maßen ihn, den Kühnen, Leidenschaftlichen, der es wagte, das Auge zu erheben — zur Monarchin. Darum stieß ihm auch der wilde Alexis beim Billardspiele das Auge aus. In Schmerz und Wuth floh der Mißhandelte hinter Klostermauern. Gebete murmelnd, Hymnen singend, die Welt vergessend. Der Kaiserin Machtgebot rief Potemkin an den Hof zurück. Er stieg hoch und höher, er sah seine alten Feinde, die Orloff, weichen. Nur die Frau, die der Feldmarschall Fürst Potemkin jetzt mit Haß mißt, traf er überall auf seinem Wege, ihn höhnend, bekämpfend, besiegend.

Die verhaßten Günstlinge der Kaiserin muß er knirschend dulden — Einen stürzte er eben, nun buhlt Nikita Daschkow um die Stelle, und durch ihn wird die Mutter wieder herrschen.

Auf rauschen die Thüren des Saales, und herein tritt mit voller Herrscherwürde, mit voller Weibesanmuth die Frau, die über Millionen gebietet. Goldstoff, durchwirkt mit dunkelrothen Nelken, fluthet an der junonischen Gestalt herab, das blitzende Diadem überragt die königliche Stirn. Die Hand der hohen fürstlichen Frau ruht leicht auf dem Arm eines den Meisten fremden, schönen, jungen Garde-Officiers.

Als hätten sie ein Medusenhaupt erblickt, so weichen die Höflinge unwillkürlich vor der Ueberraschung zurück; doch die gewandte Verstellungskunst muß helfen. Alle verneigen sich tief, Alle lächeln der Herrscherin zu.

„Oberst Lanskoi — und gestern war er noch Lieutenant!" murmelte der Feldmarschall wüthend. Nachher nähert er sich höhnisch seiner alten Feindin. „Schicken Sie den Jungen nach Hause, Fürstin Katharina Romanowna!" bemerkt er bitter.

In der Daschkow Augen funkelt es wild, Potemkin's Hohn reißt die leichte Schranke vollends ein, die sie der Leidenschaft entgegensetzte.

„Euer Majestät vergessen sich!" Die Worte klingen leise, aber drohend in Katharina's Ohr.

„Sieh' da, meine Liebe!" — wie spielend fällt es von der Kaiserin Lippen — „ich schenke Ihnen den Landsitz Trogekouroff und erwarte nächstens den Bericht, wie Sie das Gut fanden."

Die Höflinge lauschen lächelnd der gnädigen Verbannung, welche die hochmüthige Frau achttausend Werst vom Hofe entfernt.

Nun sitzt die Fürstin Daschkow verlassen, nun umwogen Alle der Herrscherin Sitz. Geist sprüht von Katharina's Lippen, blitzt aus ihren Augen. Sie hat für Jeden ein gewandtes, witziges Wort. Zwischen durch sucht ihr Blick den schönen Lanskoi. Liebe und Bewunderung stehen deutlich auf dem jugendlich offenen Gesichte zu lesen.

Uebermüthig froh, berauscht vom Glücke, winkt jetzt die Frau auf dem Throne mit dem Fächer.

„Sie, Feldmarschall, und Sie, Alexander Dimitriwitsch, spielen heute Karte mit mir."

Bebend vor Wuth tritt Potemkin und taumelnd vor Wonne Lanskoi heran; eine Palastdame der Kaiserin nimmt den vierten Platz am Spieltisch ein.

Zuweilen wird das Spiel unterbrochen, weil die Kaiserin gütig den jungen Oberst in den ihm unbekannten Feinheiten desselben belehrt. Für Potemkin's grobe Verstöße hat sie nur spöttisches Lächeln.

Bald thürmt sich ein Goldhaufen vor Lanskoi — der Gewinn einer Stunde beträgt sein zehnfaches Vatererbe.

Lächelnd erhebt sich die Kaiserin zum Nachtmahle.

Da beginnt ein seltsames Rauschen in den steifen, höfischen Gestalten, scheue Blicke, verlegene Mienen, unterdrückte Schreie deuten auf eine Störung.

Mit einemmale theilt eine riesige Faust die Menge, breite Schultern brechen sich Bahn. Nun steht ein Mann mit wild rollenden Augen, mit schnaubender Brust dicht vor der Kaiserin. Er hält ein gefülltes Weinglas und ruft in heisern Tönen: „Thue mir Bescheid, Katinka!"

Stummes Entsetzen lähmt die Anwesenden im Saale.

Potemkin ist erbleicht, er hat den Todfeind, das Haupt der fürchterlichen Familie Orloff, des rohen Alexis Bruder, erkannt. Schon hat sich die schlanke Gestalt des jungen Lanskoi zwischen die Kaiserin und den Wüthenden geworfen, löwenmuthig funkelt es in den herrlichste Augen, der Degen ist gezückt nach der Brust des Frechen.

„Stirb, Elender, der die große Kaiserin beleidigt!"

„Ha, du bist es, Knabe! Dich zerbreche ich." Eine wilde Lache tönt hohl durch den Saal, die Augen scheinen aus den Höhlen zu treten, so starren Alle auf die seltsame, entsetzliche Scene.

Nun klingt es hell gleich Silberton:

„Alexander Dimitriwitsch! Sie stecken Ihren Degen ein. Fürst Gregor Orloff bedarf des Irrenarztes — wer mir so begegnet, kann nur wahnsinnig sein."

Kalt hat Katharina die Worte gesprochen, Haß liegt im Auge, Verachtung auf den Lippen gegen den Mann, der so lange, gleich einem Alp, ihr Leben bedrückt. Vor ihres Wesens Hoheit staunen Alle; verschwunden ist die liebende Frau, nur die stolze Herrscherin blieb zurück.

Gregor Orloff schäumt; hierauf bricht er zusammen und stürzt wuchtig zu Boden, wie der gefällte Baumstamm.

„Ich sagte es Ihnen ja, Orloff ist wahnsinnig, muß es sein!" redet Katharina kühl die Versammlung an; „Ihnen aber, General Lanskoi, danke ich für den Muth und Eifer, den Sie zu meinem Schutze bewiesen."

Katharina reicht dem Glücklichen die Hand zum Kusse, sogleich schwindet wieder das weiche Lächeln aus ihren Zügen und ihr Wink befiehlt, Gregor Orloff zu entfernen.

Wie sich die Meereswogen wieder glätten nach ausgetobtem Sturme und als ruhiger Spiegel über dem untergegangenen Schiffe sich schließen, so suchten auch die Hofleute ihre glatten Mienen hervor nach der Erschütterung.

Das Souper verlief in gewohnter Weise, die Kaiserin war glänzend heiter.

Die nämliche Nacht noch bezog Graf Alexander Dimitriwitsch Lanskoi das verwaiste Quartier des General-Adjutanten — die Stelle war wieder besetzt. —

„Bald wird der Garten geschlossen!" unterbrach eine rauhe Stimme mein Phantasma.

Plötzlich versanken mir die Gestalten längst vergangener Tage und die Berührung des kalten Marmordenkmales schreckte mich aus warmem Lebensbilde.

Wir schreiben nicht 1783, sondern 1873.

Hinabgesunken in den gähnenden Abgrund der Zeiten ist das prickelnde, schäumende, geistreiche, üppig genießende achtzehnte Jahrhundert — um kargen Tagen, einem knauserigen Geschlechte Platz zu machen.

Alexander Dimitriwitsch Lanskoi verließ die Erde jung als Liebling der Götter, im vollen Glanze von Schönheit und Macht — so wie ihn hat Katharina Keinen mehr geliebt.

Franz v. Nemmersdorf.

Nasr-ed-din Schah.

II.

Die Schwierigkeiten, die sich dem achtzehnjährigen Schah entgegenstellten, waren groß. Seine eigenen persönlichen Eigenschaften vermehrten diese noch. Die im Orient in erster Linie stehende Kunst zu repräsentiren, verstand er gar nicht. Entweder blickte er scheu zur Erde oder schnitt Grimaßen und brach mitten in wichtigen Gesprächen in lautes Lachen aus. Da man mit ihm stets türkisch geredet hatte, so sprach er das Persische nur schlecht und konnte sich bei den Audienzen nur fehlerhaft ausdrücken. Im Schatz war kein Geld, Steuern gingen nicht ein; wohl aber meldeten sich die Gläubiger mit den von dem alten Großvezier Hadschi Aghasi ausgestellten Anweisungen; dazu waren einige Provinzen im Aufstand, etliche Kronprätendenten waren hinderlich, die Armee desorganisirt und die Aemter von ihren früheren Inhabern verlassen.

Trotz Allem aber zeigte sich der neue Großvezier, Mirza Taghi Chan, seiner Aufgabe gewachsen. Er unterwies den Schah wie ein Lehrer in den Erfordernissen der äußeren Repräsentation und studirte ihm die Reden ein, die er bei den Audienzen zu halten hatte. Es gelang ihm, die Revolution niederzuschlagen Einnahmen und Ausgaben des Staats in Einklang zu bringen, die Armee zu reorganisiren und zu bewaffnen. Nach Außen wußte er Verwickelungen fern zu halten, obwohl sein Ehrgeiz ihm vorschrieb, unter allen Umständen, auch den mißlichsten und gefahrdrohendsten, die Wahrung des Reiches anzustreben. Dabei besaß er aber die nöthige Klugheit und Einsicht. Die Wichtigkeit des Schulwesens leuchtete ihm ein. Unter Anderem faßte er den Plan, in Teheran eine militärische und eine medicinische Schule nach europäischem Muster zu errichten, wie er denn überhaupt überzeugt war — trotz seiner sehr erklärlichen Abneigung gegen jeden fremdländischen Einfluß — daß ohne Heranziehung europäischer Lehrkräfte sein Ziel nicht zu erreichen sei. Doch sollten diese einem Lande entnommen werden, das einen politischen Einfluß auf Persien nicht ausübt. So erschien denn im Jahre 1851 einer seiner Vertrauten, der Armenier Mirza David Chan in Wien und es gelang demselben, den k. k. Hauptmann Zatti als Instructor für das Geniewesen, Hauptmann Gumoöns für die Infanterie, Oberlieutenant Krziz für die Artillerie, Oberlieutenant Nemiro für die Cavallerie, Herrn Carnotta für das Montanisticum und den Dr. J. E. Polak (dem wir diese Angaben verdanken) als Lehrer der Arzneiwissenschaft zu gewinnen.

Diese Herren reisten auch im August 1851 über Constantinopel nach ihrem neuen Bestimmungsort ab. Nebenbei gesagt, entzog die österreichische Regierung denselben von vornherein selbst jede Aussicht auf wirksamen Schutz, weshalb ihnen denn auch jeder anderer Stützpunct, als der in der Persönlichkeit lag, abging.

Als die Reisenden am 24. November 1851 in Teheran ankamen, war der Vezier, der sie berufen hatte, bereits ein Gefangener. Dieser seltene Mann, dem das Wohl seines Vaterlandes wirklich am Herzen lag, und der so das in Persien bis dahin unbekannte Beispiel eines Patrioten bot, hatte sich durch seine strenge Verwaltung, die Unterdrückung des Nepotismus und der Erpressungen natürlich zahllose Feinde gemacht, sich überdies aber auch bekommen lassen, an einem verderbten Hofe den Sittenrichter der Königin-Mutter zu machen. Die Letztere stürzte ihn. Er wurde im Schlosse Fin bei Kaschan durch zwei Monate gefangen gehalten und dann hingerichtet. Da ihm von seinem Henker, einem seiner eigenen Schützlinge, zum Dank die Wahl der Todesart freigestellt worden war, so ließ es sich im Bade die Adern öffnen. So erzählt Polak, der im Jahre 1859 dies Badezimmer besuchte und noch an den Stellen der Wand, wo sich die Blutspuren befunden hatten, den Kalk abgeschürft fand.

Graf Gobineau, damals französischer Gesandter in Teheran, erzählt den Vorgang etwas anders. Wie dies gewöhnlich ist, war der Vezier mit einer königlichen Prinzessin verheirathet worden, die, jedoch, was bei der muslemischen Harems-Wirthschaft selten ist, ihren Mann vom Herzen lieben und bewundern lernte. Da man nun in Persien Scheu trägt, eine Hinrichtung in Gegenwart königlicher Frauen zu vollziehen, so verließ diese Dame ihren Gemal von der Stunde seines Sturzes keinen Augenblick, weder bei Tag noch bei Nacht. Daher die zweimonatliche Verzögerung der Hinrichtung. Es handelte sich daher zunächst darum, sie auf einige Momente von der Person des Veziers zu entfernen. Dies wurde so gemacht. Eines Tages sprengte ein Courier auf das Schloß von Fin zu, laut verkündend, daß der Schah dem Emir seine Gunst wieder zugewendet habe, und ein königliches Schreiben in der Luft schwenkend. Die Dienerschaft verkündet dies ihrer Herrin; diese stürzt heraus, dem Glücksboten entgegen, nimmt ihm das Schreiben ab und liest es. Gleichzeitig aber dringen die in der Nähe bereits versteckten Henker in das Haus, überraschen den Vezier im Badezimmer und verrichten an ihm ihr Werk. — Wir selbst erinnern uns noch lebhaft einer Teheraner Correspondenz aus jenen Tagen, die mittheilte, daß der Ober-Henker nach jener Execution in Teheran einige Zeit mit verbundenen Backen herumgegangen sei. Der Emir soll sich nämlich gewehrt und jenem die Kiefer zerschlagen haben.

Am Tage der Ankunft der Oesterreicher — am zweiten seiner Haft — hatte der Emir noch den oben erwähnten David Chan zu sich kommen lassen und ihm gesagt: „Auf meine Veranlassung sind die armen Nemse (Deutschen) hieher gekommen; ich würde zu ihrer Zufriedenheit für sie gesorgt haben, wäre mir die Macht geblieben. Nun fürchte ich, daß es ihnen schlecht gehen werde. Suche Du nach Kräften ihr Loos zu erleichtern!"

Der erste Eunuche (Verschnittene) des Königs, der ihn in seiner Jugend gepflegt hatte, fand ein ähnliches Ende. Dieser, Beschir Chan mit Namen, ein Abessinier von Geburt und als Sclave gekauft, hatte nach dem Tode des alten Königs eine von dessen schönsten Frauen geheirathet, in welche Heirath diese Frau aus selbstsüchtigen Zwecken willigte. (Obgleich das Gesetz den Eunuchen die Ehe aus naheliegenden Gründen eigentlich verbietet, so wird diese in der Praxis doch gestattet.) Zu der schönsten Frau besaß der körperlich selbst schön gebildete Mann auch die schönsten Pferde und Waffen und war einer der besten Schützen. Die Frauen des königlichen Harems behandelte er sehr streng, ja grausam.

Dabei trotzte er auf die Gunst des Schahs so sehr daß er ein großes Haus machte; im Spiel verlor er bedeutende Summen, und auch seine Frau brachte mit ihrem Geliebten viel Geld an, so daß der König oft ihre Schulden zahlen mußte.

Im Sommer 1859 unternahm der Schah eine Reise in die Provinz, nachdem er dem Chan ausdrücklich verboten hatte, ihm zu folgen, — kurz vorher hatte er wieder 1000 Ducaten zur Tilgung seiner Schulden anweisen müssen. Kaum aber war der Schah zwei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt, so reiste ihm der Eunuche nach, sich rühmend, er habe zu oft die Windeln des Kronprinzen gereinigt, als daß ihm derselbe jetzt als Schah den Zutritt verweigern könnte. Am Hoflager angekommen, spielte Beschir Chan in einem dem königlichen benachbarten Zelte mit mehreren Höflingen Karten. Die Rede kam danach daß der Schah ihn nicht sehen wolle und er verhieß sich trotz alledem vor demselben zu erscheinen. Halb berauscht drang er in das Zelt des Fürsten, der auf seinem Divan saß, hinter ihm sein Henker. Kaum zeigte sich der Chan so rief der Schah: „Hau zu!", und das Haupt des Eunuchen rollte auf die Erde. Für die flinke Execution belohnte der Schah den Henker mit einem Douceur von zehn Ducaten und befahl den Leichnam in die Wüste hinaus zu schleudern und unbegraben den Raubthieren zum Fraß zu überlassen. Aber zwei Hunde des Getödteten bewachten die Leiche mehrere Tage hindurch, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen. Als man dem Schah dies meldete, gab er die Genehmigung zum Begräbniß.

Nach diesen Mittheilungen kann man sich von dem Charakter des gegenwärtigen Beherrschers von Persien wohl ungefähr ein Bild machen.

— Eine Biographie Bürger's von Ad. Strodtmann steht in Aussicht. Als Herausgeber des Bürger'schen Nachlasses, der nun zur Veröffentlichung fertig ist, gelangte Strodtmann in den Besitz eines ungemein reichen und selbst völlig unbekannten Materials. Allein über 400 ungedruckte Briefe von und an Bürger befinden sich in seinen Händen.

— Der Vicekönig von Aegypten hat die erforderlichen pecuniären Mittel zu einer von Gerhard Rohlfs zu unternehmenden Expedition in die Lybische Wüste im Betrag von 4000 Pfd. St. bewilligt.